

Kirchliches Amtsblatt

der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs

Jahrgang 1960

Ausgegeben Schwerin, Dienstag, den 7. Juni 1960

Inhalt:

I. Predigtmeditationen

I. Predigtmeditationen

1. Sonntag nach Trinitatis: 2. Tim. 3, 13—17

1. Vers 13 weist zurück auf den Anfang des Kapitels. goees ist „offenbar einer, der durch sein scheinbar frommes Gerede zu unfrohem Tun verführt“ (ThWb. I, 737). Es liegt also übertragener Sprachgebrauch vor, ohne daß damit Gefährlichkeit und Schadenwirkung dieser Leute aufgehoben wäre, die noch dazu betrogene Betrüger sind. Im Gegensatz zu diesen Menschen — um dessentwillen wohl auch Vers 13 zur Perikope hinzugenommen wurde — hat der Jünger festen Grund unter den Füßen und eine gewisse Hoffnung. Der Entfaltung dieser christlichen „Position“ dienen die Verse 14—17.

Im Gegensatz zu denen, die sich in unnützen Spekulationen ergehen, die gesunde Lehre verändern und immerdar lernen, ohne zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen, soll Timotheus bleiben bei dem, was er gelernt hat und was ihm zur völligen Gewißheit geworden ist. Dabei spielt das Vertrauensverhältnis eine wichtige Rolle, das zwischen ihm und denen besteht, die ihn gelehrt haben. hiera grammata ist terminus technicus aus der Synagoge und bezieht sich auf die heiligen Schriften des Alten Testaments insgesamt. Die Hauptsache in dem hoti-Satz ist nicht, daß Timotheus von Jugend auf die Heilige Schrift kennt, sondern daß er weiß, daß es die zum Heil weisende Schrift ist, die er kennt. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß am Schluß des Satzes und darum mit besonderem Gewicht steht: dia pisteos tees en Christoo Ieesou. „Das Alte Testament besitzt also nicht ohne das Evangelium die Würde, das heilspendende Wort zu sein“ (Schlatte). Wo aber der Glaube sich gegründet weiß und lebt in Christus, da bekommt das Alte Testament erst recht seine eigentliche Intention zurück als Wegweisung zum Heil. Gerade weil gilt: das Gesetz muß seinem Sinn entsprechend gehandhabt werden (I 1, 8), nämlich so, daß es den Gesetzlosen trifft, darum wird es für den Glaubenden zur Norm des neuen Lebens, zur Hilfe in der Heiligung. Und das bedeutet dann alles andere als neue Gesetzmäßigkeit, weil ja im Glauben die Liebe Erfüllung des Gesetzes ist.

Wohl kann man sagen, daß dieses Letzte eine Übertragung paulinischer Gedanken in unseren Hirtenbrief sei, doch gibt I 5, 10 am Beispiel der Witwen eine Erklärung dessen, was die guten Werke sein sollen, die in diese Richtung geht. Und auch die Aufzählung in Vers 16 zeigt in ihrem stufenförmigen Fortschritt, wie der Gedankengang auf den neuen Menschen, und d. h. ja auf das Sein in Christus hinzielt. Vorerst aber: pasa graphee ist spezifisch rabbinische Ausdrucksweise, kommt weder im Alten Testament noch in den Evangelien vor, kann entweder „jede Schriftstelle“ heißen oder — in Vertretung des Singulars von grammata — „jede Schrift“. Über die Theopneustie zu

spekulieren, liegt dem Verfasser völlig fern, der Ton liegt auf dem Nutzen, nicht auf der Inspiration der Schrift. Allerdings ist ihm das Inspiriertsein der Schrift feste Gewißheit und Begründung ihres Nutzens. „Im didaskalein der Urgemeinde erfolgt die unbewußte Weitergabe und Sichtung der Wortüberlieferung“ (ThWb), daher hier Rückgriff auf die Schrift. Schon im Wort liegt eine Abgenzung gegenüber gefährdenden Richtungen, indem der verpflichtende Charakter der Lehre betont wird und der Verfasser als Lehrer vor Leser tritt, die die Lehre vom Lehrer trennen wollen, ohne zu merken, daß diese sich nicht trennen lassen, weil nur der berufene Lehrer die rechte Lehre garantiert. elegmos ist erzieherische Zuchtübung; nicht nur Aufdeckung der Schuld, sondern Weisung von der Sünde zur Buße. epanorthoosis meint die allein von Gott her mögliche Besserung in der Umkehr zur Rettung, zeigt also eschatologische Bedingtheit, freilich mit starker ethischer Abzweckung. Die nächste Stufe ist paideia en dikaiosyne. Gegenüber Paulus ist eine Verschiebung eingetreten, gemeint ist hier rechtschaffenes Verhalten als eine neben anderen christlichen Betätigungen. Wird damit das reale Ethos gegenüber einer zu nichts verpflichtenden Gnosis betont, so ist es auch möglich und notwendig, von einer Erziehung zur Rechtschaffenheit zu reden, anthroopos theou begegnet I 6, 11 als Anrede an Timotheus mit dem Sinn, ihn als Menschen zu zeigen, der allem vorher geschilderten Wesen entrückt ist. Auch an unserer Stelle wird das Wort in diesem Sinne zu verstehen sein. Es bezeichnet den Endpunkt der vorher gegebenen Stufenfolge, Ziel dessen, was die Schrift durch Lehre, Überführung des Sünders, seine Besserung und Erziehung zur Rechtschaffenheit wirkt. Liegt somit der Nutzen der Schrift im Hinführen zu einem gottgefälligen Leben, so erhalten wir hier auch eine Ergänzung zu dem, was mit sooteeria gemeint ist. Selbstverständlich ist das Leben der Glaubenden ein Leben auf Hoffnung, sooteeria ist das zukünftige ewige Heil, aber die Rettung ist schon jetzt geschehen (I, 9) und erweist sich als wirklich im Leben unter Gottes Gebot. Weil aber Gott selber durch seine rettende und erziehende Gnade (Titus 2, 12) am Menschen handelt, darum kann auch von Vollkommenheit gesprochen werden. Diese zielt hin auf gute Werke, d. h. sie wird verstanden als Wirkung der das gegenwärtige Leben umgestaltenden Gnade und dürfte darum weniger von Paulus her als in der Nähe hellenistischer Tugendlehre, deren Wahrheitsmomente ins Christliche erhoben sind, gesehen werden. Gute Werke sind das eigentliche Thema der zweiten Generation und zeigen jedenfalls an, daß man bei allem notgedrungenen Einrichten in der Welt und trotz des Nachlassens der eschatologischen Gespanntheit gewillt war, sich deutlich von der Welt zu unterscheiden und der empfangenen Gnade sichtbaren Ausdruck zu verleihen.

2. Mehr noch als der Wochenspruch Lukas 10, 16 macht das Evangelium des Sonntages Lukas 16, 19–31 deutlich, wo die Entscheidungen unseres Lebens fallen. Der Hinweis auf die endgültige Scheidung, die Gott vornimmt — in unserem Text positiv gewendet — dient der Bewahrung vor einem Abrutsch in einen vordergründigen Humanismus. Im einzelnen heißt das für die Predigt:

- a) Das Leben der Gemeinde wie des einzelnen Christen steht immer unter der Anfechtung, die von außen und von innen herkommt. Der Steigerung solcher Angriffe kann der Christ begegnen mit dem Wissen, daß jene, die sie vortragen, letztlich betrogene Betrüger sind. Darum geschieht die Überwindung der Anfechtung auch nicht durch Opposition, die die Gemeinde auf die gleiche Stufe mit der sie bedrängenden Welt stellen würde, sondern in der Darstellung der Position, die der Christ von Gott her hat.
- b) Mittelpunkt alles christlichen Lebens ist das feste Vertrauen auf Jesus Christus und das in ihm geschenkte ewige Heil. Wie aber das Heil gebunden ist an den Menschen Jesus, so ist auch das uns gegebene Wort eingebunden in die geschichtliche Manifestation der Schrift. Seine viva vox wird vernehmbar im Zeugnis des Glaubens, der Gottes Weg in unsere Menschengeschichte bejaht
- c) Wer da glaubt, daß Christus uns zugute von den Toten auferstanden ist, der hört auch auf Apostel und Propheten. Er erfährt sich durch sie konfrontiert mit dem Willen Gottes und eingefügt in den Prozeß der Menschwerdung. Nicht in unnützen Spekulationen oder modischen Lehranpassungen, sondern im Tun dessen, was vor der Hand ist, erweist er sich der Gnade würdig, die ihn zum Menschen Gottes gemacht hat.

Christoph Thurm, Weimar

Johannistag: Jes. 49, 1–6

Der Predigttext bietet das zweite der sogenannten „Ebedlieder“ im Buch Deuterocesaja. Umstritten ist ob Deuterocesaja selbst oder ein anderer der Verfasser dieser Ebedlieder ist. Umstritten ist ebenso noch immer die Deutung des Ebed. Der kollektiven Deutung auf Israel steht die individuelle Deutung auf Deuterocesaja selbst oder auf eine messianische Gestalt gegenüber. Wir schließen uns hier der individuellen Deutung an, wird doch der Dienst des Ebed in diesem Lied gerade auch als Dienst an Israel beschrieben. Daher halten wir die Anrede „Israel“ in V. 3 für eine, wenn auch sehr frühe, Interpolation, die den „Ebed“ auf Israel deutete. Die andere Frage, ob „Ebed“ Selbstbezeichnung Deuterocesajas oder Bezeichnung für eine messianische Gestalt ist, lassen wir zunächst offen.

Die Bezeichnung „Gottes Knecht“ macht deutlich, daß der damit Bezeichnete nur aus seinem Verhältnis zu Gott zu verstehen ist. Er ist mit seiner ganzen Person von Gott beschlagnahmt, er gehört Gott, er ist sein Werkzeug. Er hat nur Gott zu verherrlichen. In diesem seinem Knechtsein gründet andererseits aber auch die Vollmacht seines Redens und Handelns, sein Anspruch auf Gehör bei denen, zu denen er spricht.

Jes. 49, 1–6 ist literarisch gesehen, ein „Danklied“, in dem der Gottesknecht von seinem Knecht-Sein erzählt. Er ruft dabei die „Inseln“ und die „Völker in der Ferne“ zu Zeugen seines Dankliedes gegen Gott auf, denn seine Sendung erstreckt sich ja, wie der Schluß dieses Liedes bezeugt, bis zu diesen Völkern. In Vers 1b–3 erzählt der Ebed von Gottes Werk, das dieser an ihm, dem Ebed, ganz persönlich ausgerichtet hat. Gott hat ihn schon vor seiner Geburt ausgesondert und erwählt (V. 1b). Gott hat ihn auch ausgerüstet (V. 2). „Durch den Vergleich mit dem Schwert schreibt er (der Verfasser der Ebedlieder) seinem Munde Gewalt

zu, d. h. der Lehre, die von seinem eigenen Mund ausgeht . . . aber auch dem Pfeil vergleicht er das Wort, weil es nicht nur in der Nähe, sondern auch in der Ferne trifft, auch die trifft, die fernab zu sein scheinen“ (Calvin). Gott hat den Ebed, den er sich erwählt und zugerüstet hat, aber auch in seinen bergenden und verbergenden Schutz genommen (V. 2).

Dieser Erwählung und Ausrüstung des Ebed durch Jahwe widerstreiten nun freilich die persönlichen Erfahrungen des Ebed (V. 4). Der Ebed hat keinen sichtbaren Erfolg. Er sieht seinen Einsatz, seinen Dienst als wirkungs- und erfolglos an. Aber als der Ebed überwindet er die ihm aus seiner scheinbaren Erfolglosigkeit begegnende Anfechtung durch Hinwendung zu seinem Herrn. Als der „Ebed Jahwes“ ist er ja nicht abhängig von Erfolg oder Mißerfolg, von Mißachtung oder Bedrängnis durch Menschen. Sein Vertrauen steht vielmehr allein auf Jahwe und auf dessen Treue. Da er der Ebed Jahwes ist, empfängt er auch von Jahwe allein am Rechtstag sein „Recht“ und seinen „Lohn“. In dieser Zuversicht auf die ihm als Ebed geltende Treue Jahwes überwindet der Ebed alle Anfechtungen, die ihm aus den Erfahrungen seines Dienstes kommen.

Die Verse 5 und 6 bringen dann als Gottesrede gewissermaßen die Antwort Gottes auf die Klagen des Ebed. Gott antwortet auf die Klage des Ebed damit, daß er ihr seine große, ja größere Aufgabe kundmacht (Das „10“ in V. 5a ist wohl mit der Jesajarolle von Qumran und mit einer Reihe anderer guter Handschriften als präpositionales „10“ und nicht als Negation zu lesen). Er hat die „Bewahrten Israels“ aus dem Exil in die Heimat zu bringen und damit aus diesem Rest Israel neuzukonstituieren. Diese Neukonstituierung des Gottesvolkes meint aber nicht nur die äußere Rückkehr Israels in die Heimat, sondern zugleich auch eine neue innere Hinwendung zu Gott. Diese Neuwerdung Israels durch den Dienst des Ebed aber ist ein Geschehen, das sich zugleich über die Grenzen Israels ausweitet. Die Wende für Israel ist verknüpft mit der Wende für alle Völker, die Gott durch den Ebed heraufführt. Der Ebed wird durch sein Wirken auch die Finsternis der Völker zum Licht machen, weil durch sein Wirken die Herrlichkeit und das Heil Jahwes auch in der Völkerwelt triumphieren wird.

In diesen letzten Versen sind die Konturen der Sendung des Ebed ins Endgeschichtliche gesteigert. Mögen sonst die Ebedlieder einen bestimmten Propheten der geschichtlichen Zeit des Exils im Auge haben, ja mag in ihnen vielleicht Deuterocesaja selbst von seiner prophetischen Sendung sprechen, was in den letzten Versen von Jes. 49, 1–6 vom Werk des Ebed gesagt ist, geht über das Geschichtliche der Exilzeit hinaus und weist auf einen Kommenden, der endgültig Gottes Heil für Israel und die Völker bringt und so Gottes Ehre zum Triumph bringt. In Jes. 49, 1–6 begegnet so ein prophetischer Hinweis auf den, den das NT als das Heil Gottes für Israel und die Völker bezeugt. Was der Ebed in Jes. 49, 1–6 von sich gesagt hat, ist in Jesus von Nazareth als dem Christus Gottes endgültig erfüllt.

Aber ist es wirklich endgültig erfüllt? Jawohl, es ist erfüllt, insofern als Gott diesen Christus zum Heiland der Welt gemacht hat und als solchen der Welt verkündigen läßt. Aber es ist zugleich noch nicht erfüllt insofern, als die Völker und auch Israel sich noch immer dieser Botschaft versagen, mag auch diese Botschaft ein neues Gottesvolk zusammengerufen haben, das heute fast unter allen Völkern seine Glieder hat. Aber auch dieses neue Gottesvolk, die Christenheit, lebt im Glauben an Gottes Heil in Christus, in einem durch eigene Sünde und urch Anfechtung von außen so oft bedrängtem Glauben. Sie lebt noch nicht im Schauen dieses Heils. Ja, nur zu oft ist der Augenschein, den die Welt bietet, gegen den Inhalt dieses Glaubens und Hoffens. Darin entspricht die Situation des Gottvolkes heute der Situation des alten Gottesvolkes im Exil trotz des inzwischen eingetretenen heilsgeschichtlichen Progressus. Die Botschaft von Gottes endgültigem Heil und Herrlichkeit kann auch heute nur gegen allen Augenschein geglaubt und gehofft werden. Aber wie nach

dem Ebedlied Jes. 49, 1—6 Gott seinen Ebed bestellt, der entgegen allem Augenschein diesem kommenden Heil Gottes dient, so bestellt sich auch Gott heute und allezeit immer wieder Boten, die dem in Christus kundgewordenen und kommenden Heil dienen.

Darin ist zugleich eine Beziehung auf das Johannistfest gegeben, an dem ja dieser Text zu predigen ist. Das Johannistfest ist ja, recht verstanden, ein Christustfest, (er muß wachsen, ich muß abnehmen). Wie der Ebed Deuterjesajas, wie die Gemeinde heute und ihre Prediger in ihrem Dienst auf das Heil Gottes in Christus weisen, so hat auch Johannes auf Christus gewiesen.

So ist der Grundgedanke der Predigt etwa folgender:

Wie Gott dem alten Gottesvolk im „Gottesknecht“ sein Heil angekündigt hat, so ruft er auch uns zu dem in Christus gekommenen und kommenden Heil und nimmt uns für dasselbe in Dienst.

Zur Predigtausführung: Es sieht oft nicht danach aus, daß Gottes Heil für die Gemeinde und die Welt vorwärtskommt. In einer solchen Situation wurde dem alten Gottesvolk bezeugt: Gott hat sich seinen „Knecht“ ersehen, durch den er sein Heil zum Siege bringen will. So sind im alten Gottesvolk immer wieder Männer erweckt worden, die dieses Volk zum Glauben an Gott und sein kommendes Heil gerufen und so auf den einen Gottesknecht hingewiesen haben, in dem Gottes Heil für die Juden und die Völker erscheinen wird. Als letzter hat Johannes der Täufer auf ihn gewiesen.

1. Dieser eine Gottesknecht ist erschienen, ein Heiland der Welt, in Jesus von Nazareth, dem Christus Gottes. Ihn hat sich Gott von allem Anfang ersehen. Ihn hat er zu dem gemacht, in dem wir alle Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit haben. Noch ist freilich dieses Heil nicht zu sehen, noch ist die Welt nicht offenbar geheilt. Aber die Heilung hat angefangen und wirkt in denen, die dem Christus Gottes und der Botschaft von ihm vertrauen. Und dieser Christus wird eines Tages auch offenbar allen Widerstand überwinden und alle Sünde heilen. Dies zu bezeugen und so dem kommenden offenkundigen Heil in Christus zu dienen, sind wir Christen gerufen.

2. Bei diesem Dienst machen die Diener Christi immer wieder dieselbe Erfahrung, die der Gottesknecht des Alten Bundes, ja, die Jesus selbst bei seinem Wirken auf Erden gemacht hat: ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich . . . Aber wie der Gottesknecht des Alten Bundes, wie auch Jesus selbst diese Anfechtung immer wieder überwunden hat in der Erkenntnis, daß der Gottesknecht allein seinem Gott steht und fällt und gehorsam zu sein hat, so dürfen auch die Diener und Zeugen Christi heute sich in allem „vergeblich“ ihrer Arbeit daran erinnern lassen, daß sie allein ihrem Herrn zu gehorchen und zu leben haben.

Karl Brinkel, Eisenach

2. Sonntag nach Trinitatis: Jesaja 55, 1—5

Mit Kapitel 55 stehen wir am Ende des deuterjesajanischen Buches, jener großen Trostpredigt eines Ungenannten an das Volk in der Verbannung zu Babylon. Die Worte aus Jesaja 40 sind auch Überschrift zu unserem Kapitel: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Die Hoffnung auf das ewige Wort Gottes (40, 8) wird hier noch einmal stark betont (55, 10—11).

Unsere Perikope ist gegen das übrige Kapitel deutlich abgesetzt. Die ersten Verse erinnern zunächst an den Stil der Weisheitsrede. Es bleibt unklar, wer hier eigentlich spricht. Erst Vers 3 weist auf Gott, denn nur er kann einen ewigen Bund stiften, er war es ja, der David erwiesen hat. Aus Vers 3 wird weiter ersichtlich, daß irdischer Hunger und Durst in den vorhergehenden Versen nur bildhaft gebraucht, zumindest nur eine vorletzte Not darstellen im Blick auf die Sehnsucht nach Gott. Mit Vers 3b wird unser Wort in den großen Heilsplan Gottes hineingestellt, der Gottes unverbrüchliche

Treue deutlich macht. Wenn Gott sein „Amen“ (dieser Wortstamm steht hier im Hebräischen) unter die David und seinen Nachkommen zugesagte Gnade setzte, so hat das Gültigkeit bis in fernste Geschlechter und in einer damals noch nicht geahnten Universalität. Völker, an die keiner dachte, die keiner kannte, haben Zugang zu Gott. (Man sollte zum rechten Verständnis unbedingt 2. Samuel 7, 5—16 lesen.) Man achte nun auf den ungemein lebendigen Ton unseres Abschnittes. Immer wieder wird gerufen und gelockt, doppelt und dreifach: kommet, kaufet, esset, höret, neiget eure Ohren! (In Vers 1 ist wohl das zweite Paar „kommet her und kaufet“ mit der Septuaginta zu streichen.) Dieser drängende Ton will nicht nur auf das unermüdlische Suchen Gottes hinweisen; dieses dauernde Rufen ist vor allem deshalb nötig, weil man nicht hören will, weil man seinen Hunger und Durst woanders zu stillen versucht und alle zur Verfügung stehenden Mittel dafür einsetzt (Geld, Arbeit). Doch umsonst! Ohne all diese Anstrengungen — und damit auch „umsonst“ — bietet Gott sein „Brot“ an, das in Ewigkeit sättigt, gibt das „lebendige Wasser“, das nie aufhört zu fließen.

Das Sonntagsevangelium vom großen Abendmahl (Lukas 14, 16—24) und der Wochenspruch (Matthäus 11, 28) zeigen sehr klar die Beziehung unseres Textes zur Botschaft des Neuen Testaments. Der David die gewissen Gnaden zusagte, der jenem Volk in der Gefangenschaft Trost predigen ließ, derselbe spricht in Christus zu uns: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Für die Predigt stehen zwei Aussagen unseres Textes im Vordergrund:

1. Der Mensch ohne Gott hungert und verhungert. Das darf in unserer Predigt nicht wie eine Anklage klingen, die den Hörer zurückstößt. Man sollte unser Mitgefühl und unsere Solidarität spüren, die dann den Weg freimachen für das Angebot Gottes. Hunger und Durst sind ein bedauernswerter Zustand (am Anfang von Vers 1 steht hebräisch „hoi“ = wehe: wehe dem, der Hunger und Durst leiden muß; Luther übersetzt allgemeiner: wohlan). Wir dürfen hier getrost, wie unser Text, bei leiblichem Hunger und Durst beginnen, um die Not deutlich zu machen, zumal im Alten Testament die Grenze zwischen leiblichem und geistlichem Segen und Fluch fließend ist. Es wird dann nicht schwer fallen, für unsere konkrete Lage deutlich zu machen, was Hunger und Durst bedeuten. Alles Zu-Kurz-Kommen in äußeren und inneren Dingen gehört dazu. Die besondere Not, unter der gerade wir modernen Menschen leiden, aber ist doch die, daß wir immer wieder meinen, Wege und Mittel zur endgültigen Befriedigung und Sättigung gefunden zu haben. Aber es ist wie bei einem Durstigen, der Salzwasser trinkt; die augenblickliche Erfrischung täuscht, der Durst wird um so schlimmer. Eine gewisse Sättigung und Übersättigung sind doch nur Zeichen dafür, daß der eigentliche Hunger des Menschen nicht gestillt ist und so auch nicht gestillt werden kann.

2. Gott kann und will uns satt machen; er kann uns auf der verzweifelten Jagd nach echtem Brot Ruhe geben. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . .“ (Matthäus 4, 4; 5. Mose 8, 3). Das ist die frohe Botschaft, die wir zu verkündigen haben. Wir sollten hier von dem Ton unserer Perikope für unsere Predigt lernen: immer wieder locken, es dringend anbieten, weil es der einzige Weg zu letztem Frieden ist. Wenn wir nun von Vers 3 her zu dem Wort Gottes als dem wahren Brot kommen, so sollten wir nicht zu abstrakt davon reden. Unser Text redet vom Bund Gottes. Dieser Bund ist unverbrüchlich (vergleiche die Übersetzung von Menge). Jedes Amen, das wir sprechen, soll uns gewiß machen: Gottes Wort gilt. Dieser Bund gilt in Ewigkeit. Was David gesagt wurde, gilt auch dem Volk in der Gefangenschaft, dieser Bund reicht über Christus bis in unsere Zeit und bis ans Ende der Zeit. Dieser Bund gilt allen, auch denen, die wir nicht kennen und kennen wollen, auch denen, die nichts davon ahnen und nichts davon wissen wollen. Vor diesem Bund und Wort steht schließlich: umsonst! Es ist eben kein Vertrag auf Gegenseitigkeit. All unsere vergeblichen Versuche, satt zu werden, sind ja der beste Hinweis darauf, daß wir

nichts zu bieten haben. Auf die Frage nach dem Grund für solch unbegreifliches Verhalten Gottes gibt unser Text auch nur die Antwort: „... um des Herrn willen, deines Gottes, um des Heiligen in Israel, der dich herrlich gemacht hat.“ Ohne daß die Worte genannt werden müssen, haben wir hier zu reden von Gnade, Barmherzigkeit, Rechtfertigung. Die letzte Konkretisierung dieses Wortes und Bundes Gottes ist Christus selbst. „Das Wort ward Fleisch...“ (Johannes 1, 14). Er selbst gibt sich uns im Abendmahl, damit wir in alle Ewigkeit satt werden.

Rathke, Warnkenhagen (Meckl.)

3. Sonntag nach Trinitatis: 1. Timotheus 1, 12—17

Man wird im Gegensatz zur Auslegung im „Neuen Testament Deutsch“ von Hermann Strathmann am besten davon absehen, die Aussagen unserer Perikope als ein biographisches Selbstzeugnis des Apostels Paulus zu verstehen. Wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß die Pastoralbriefe von ihm stammen. Sollte, um nur ein Argument zu nennen, Paulus wirklich die von ihm in seinen echten Briefen geprägte, sehr eigentümliche theologische Sprache später zugunsten der abgeschliffenen religiösen Redeweise seiner Zeit aufgegeben haben, wie sie in den Pastoralbriefen vorliegt? Die Darlegungen des Textes haben vielmehr in dem Wege, den Paulus geführt worden ist, und in der Art, wie er im Glauben auf die Führung Gottes geantwortet hat, ihren Anlaß. Sie enthalten das staunende und dankbare Zeugnis eines Menschen und einer Gemeinde, die das paulinische Evangelium gehört und angenommen haben. So verkündigen sie in ihrer Weise die Botschaft von der unergründlichen und unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes, die auch, ja erst recht gegenüber den scheinbar völlig Verlorenen wirksam werden kann und will.

Der Text gliedert sich in drei Abschnitte, deren Aussagen sachentsprechend ineinander greifen. Man kann unterscheiden: 1) 12—14: Die Selbsterkenntnis der Gemeinde. 2) V. 15 und 16: Das Christuszeugnis. 3) V. 17: Die Anbetung Gottes.

Zu 1) Die durch die Erinnerung an Paulus und die Situation der frühen Gemeinde bedingten Aussagen „ein Lästere und ein Verfolger und ein Frevler“ („Frevler“, so mit Recht im Text von 1956, = Verächter der Ehre Gottes) muß man den tatsächlichen Befund in unseren Gemeinden entsprechend transponieren. Sie mögen dazu helfen, der Selbstgerechtigkeit, Überheblichkeit und Sicherheit bei unseren durchschnittlichen Gottesdienstbesuchern zu wehren. Sie werden das aber nur dann tun, wenn wir uns von jeder Übertreibung fernhalten. Sie können des weiteren dazu dienen, daß die Gemeinde lernt, keinen aufzugeben, der ihr als „ein Lästere und ein Verfolger und ein Frevler“ erscheint. Denn der Grundton des ersten Abschnittes ist ja bereits die überragende Barmherzigkeit des Herrn, und zwar des Herrn Christus Jesus, der zweimal ausdrücklich als **unser Herr** bezeichnet wird. Es gibt keinen Privatchristus. Wir sprechen auch auf der Kanzel sehr oft ganz allgemein von Gott, wo das Neue Testament viel differenzierter vom Schöpfer oder von Jesus oder vom Heiligen Geist spricht. Wir fördern auf diese Weise eine allgemeine Gottgläubigkeit und erschweren den Weg zu einem existentiellen Christusglauben und einer bewußten Bezogenheit auf den Heiligen Geist. (An ihn wurden die griechischen **Leser unseres Textes** übrigens durch das „stark gemacht“ unwillkürlich erinnert.)

Im einzelnen wäre zu sagen: V. 12. Der Urtext subordiniert die Aussagen. Dabei wird deutlich, daß sie auf die Diakonie (Luther: „das Amt“) abzielen. Die Barmherzigkeit Jesu Christi wird durch einen Ruf in den Dienst dieses Herrn als seines Zeugen erfahren (vgl. Joh. 21, 15 ff.).

V. 13. „Denn ich habe es unwissend getan im Unglauben“ kann für uns keine Entschuldigung sein (auch im Text begründet die Aussage kein Verdienst, wie die starke Betonung der Gnade in V. 14 zeigt), sondern der Satz erinnert uns an den Ernst unserer Verantwortung. Wir sind getauft und uns wird das Evangelium fort und fort angeboten. Wir stehen in der Gefahr der Sünde wider den Heiligen Geist (Mk. 3, 29). Aber die Tatsache, daß die Verkündigung uns sucht, ist uns ein Beweis dafür, wie unverdient Gottes Gnade über uns ist, und kann uns erkennen lehren, wie „unwissend“ wir tatsächlich immer noch und immer wieder sind, immer noch „im Unglauben“ (Kleiner Katechismus, 4. Hauptstück. Zum Vierten).

V. 14. „Gnade . . . samt dem Glauben und der Liebe“, d. h. die Gnade unseres Herrn bringt mit oder schafft in uns Glaube und Liebe. Beide Begriffe, bei Luther häufig Beschreibung des Christenstandes, sind nicht als vielleicht gar zwei christliche Eigenschaften zu verstehen, sondern als die **eine** Antwort, die der Christ je und je auf das an ihn ergehende Wort gibt (Matth. 22, 37—40). „Liebe in Christus Jesus“ ist die Liebe, wie sie Christus Jesus selber hatte und wie sie im Glauben an ihn lebendig ist (Johev. 15, 9, 10).

Zu 2) Der Abschnitt bringt sachlich nichts Neues gegenüber den vorhergehenden Versen. Aber er betont die Voraussetzung, von der aus deren Aussagen allein gelten. Denn er stellt das factum est heraus. Dieses immer wieder zu betonen, ist dem Prediger auch heute und heute erst recht aufgetragen. Der Text gibt dieses Zeugnis mit einem möglicherweise in der Gemeinde schon bekannten Wort wieder, von dem der Verfasser seinerseits ausdrücklich sagt, daß es zuverlässig und aller Annahme wert ist, so auch 4, 9, ähnlich 3, 1; 2. Tim. 2, 11; Tit. 3, 8.

Die Predigt wird nicht alle Momente des Zeugnisses ausführen können, aber der Prediger selbst soll sie bedenken.

a) Das „Gekommen“ begegnet auch in den Evangelien, besonders im vierten, und weist auf das „Ein für alle Mal“ (Röm. 6, 10) des Christusereignisses hin, und zwar als eines Ereignisses von Gott her in der Geschichte. b) Die Welt ist die Menschenwelt, die ihren Herrn verwirft und der sein Dienst als ganzer gilt, so gewiß ihn je der einzelne erfährt. c) Sündern, solchen, die es sind und die sich als solche erkennen, gilt das Kommen Jesu. Sie wissen von ihm her, daß sie je der „vornehmste“ unter ihnen sind. Das griechische Wort hierfür soll im Zusammenhang wohl auf das Urbildhafte des Paulus hinweisen; in der Begegnung mit Christus Jesus lernt sich aber jeder immer wieder als **den** Sünder schlechthin verstehen. d) Das Ziel des Kommens Jesu ist die Errettung aus der Verlorenheit der Sünde heraus (zu a)—d) vgl. Luk. 19, 10). e) Diese Errettung wird als unverdiente Barmherzigkeit und Langmut erfahren. f) Sie wird dem einzelnen zuteil, damit durch das, was ihm geschah, anderen geholfen werde. g) Diese Hilfe wird, wie erst jetzt ausdrücklich gesagt wird, durch den Glauben an Christus realisiert. h) Sie besteht, das ist die positive Seite der Errettung, in der Gabe des ewigen Lebens. Man wird dem Text entnehmen dürfen, daß dieses ewige Leben bereits im Glauben anhebt, wenn es freilich auch erst dereinst zur Vollendung kommen wird.

Zu 3) Wir vergleichen Röm. 16, 27; Phil. 1, 11; 2, 11 und andere Stellen. Die Verkündigung der Wohltaten Jesu Christi mündet ein in die lobpreisende Anbetung des alleinigen Gottes, der wie schon das Neue Testament (Röm. 1, 20) weiß, aber auch das zeitgenössische Judentum wußte, in einem Lichte wohnt, da niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16), und der darum jedem technischen oder ideologischen Zugriff des selbstherrlichen Menschen entzogen ist. Er ist der Gott (5. Mose 1, 4; 1. Kor. 8, 4, 6), der als der Vater Jesu Christi unser Vater im Himmel ist.

Dazu lerne die Gemeinde auch durch diese Predigt freudig ihr Amen sagen!

Schulze-Kadelbach, Jena

4. Sonntag nach Trinitatis: Röm. 14, 7—13 (14—19)

„Christen untereinander“ ist das Thema der Perikope. Es wird mit dem Grundtenor abgehandelt: Nicht du mit deiner persönlichen Auffassung bist in der Gemeinde schlechthinige Autorität, sondern Gott bzw. der Herr Christus. Daß es sich im Text um innergemeindliche Fragen handelt, wird durch das wiederholte „dein Bruder“ (V. 10, 13, 15) eindeutig festgestellt. Dazu sei einmal angemerkt, daß dies Wort im Neuen Testament als Hinweis auf das durch Christus miteinander Verbundene der Christen und damit auf ihre Verantwortung gegeneinander durchaus ernst gemeint ist. Die Anrede „Bruder“ verflacht aber oder verliert völlig ihren Sinn, wenn sie bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit gebraucht und auch zur Bezeichnung von Organisationsformen verwendet wird.

Die Spannungen in der Gemeinde, zu denen der Apostel seine Ausführungen macht, sind nicht in gegensätzlichen Lehrauffassungen begründet, die Paulus, wenn sie ihm als pervertierte Entstellung zum Gesetz begegnen, bekanntlich sehr ernst beurteilt (Gal. 1, 8; 2, 4f u. ö.), sondern in verschiedenen Verhaltensweisen im täglichen Leben, denen gegenüber er sich im Text bei aller eigenen Klarheit und Festigkeit als sehr weitherzig und duldsam erweist. Ihm liegt alles daran, die bedrohte Gemeinschaft innerhalb der Gemeinde zu erhalten, bzw. wieder herzustellen.

Es ist gut, daß zum eigentlichen Text, der offenbar verlesen und der Predigt zugrunde gelegt werden soll (V. 7—13), als Ergänzung die freilich ursprünglich möglicherweise zum Teil nicht hierher gehörenden Verse 14—19 hinzugenommen sind. Sie mögen den Prediger bei seiner Vorbereitung an den Zusammenhang seiner Perikope erinnern, die ja konkrete Verhältnisse der römischen Gemeinde mit ihren Konflikten vor Augen hat, und ihn davon zurückhalten, V. 7—9 als eine allgemeine Sentenz etwa im Sinne einer Friedhofsliturgie mißzuverstehen. Ob man freilich so weit gehen soll, wie Karl Barth in seinem „Römerbrief“ und unter „leben“ und „sterben“ zwei Lebensversuche angedeutet finden: den Versuch des Unbefangenen, der sich alles gönnt und in diesem Sinne „lebt“, und den des Ängstlichen, der sich vieles versagt und in diesem Sinne „stirbt“, mag dahingestellt bleiben. Die Verse haben doch schon eine über den unmittelbaren Zusammenhang hinausdrängende Bedeutung und fassen das irdische Dasein überhaupt und das eigentliche Sterben ins Auge, in das die Sicherheit bzw. die Sorge jener Gruppen eingebettet ist. Aber wir haben diesen weiter greifenden Aspekt in der Predigt dem Skopus des Textes unterzuordnen: das rechte Verhalten dem Bruder gegenüber, der sein Leben anders einrichtet und damit seinem Sterben anders entgegenght, als wir selbst es gewohnt sind und für richtig oder fromm halten.

Dabei ist zu bedenken, daß wir es im Text als einem Teil des Römerbriefes nicht mit moralischen Belehrungen zu tun haben, sondern mit der Anwendung der Rechtfertigungslehre auf das praktische Verhalten innerhalb der Gemeinde. Die im Glauben Gerechten, zu denen für Paulus die Vertreter beider Gruppen gehören (V. 6), werden ermahnt, zu bewahren, was sie sind, wobei allerdings der Gedanke im Hintergrund steht, daß sie, und zwar wieder beide, in der Gefahr stehen, zu verscherzen, was sie sind, und damit die Gemeinde zu sprengen.

Der erste Abschnitt des Textes (V. 7—9) weist auf die Grundlage hin, von der aus Paulus denkt und redet: Christus ist gestorben und auferweckt, damit er über alles Tun und Lassen der Menschen der Herr sei. Nur in der Anerkennung dieser Tatsache, die für ihn in der Taufe Wirklichkeit geworden ist und in Predigt und Herrenmahl immer neu Wirklichkeit werden will, kann ein Mensch sein Leben als Christ führen. Er kann dem Herrsein dieses Herrn zwar nie entrinnen, aber es kommt für ihn darauf an, daß er ihm zum Heil gehört; und das ist nur möglich, indem er sich ihm ganz ausliefert.

Der zweite Abschnitt Vers 10—12, der bereits das Ziel, auf das die Ausführungen hinaus wollen,

andeutet, hebt eindringlich die Verantwortung heraus, in der jeder einzelne vor diesem Herrn steht. Kein einziger kann sich seinem Urteil entziehen, er sei, wer er wolle, und richte sein Dasein ein, wie er wolle. Zumal Vers 12 erinnert dabei stark an Luthers erste Sätze in seiner ersten der sogenannten Invocavit-Predigten von 1522:

„Wir sind alle zum Tode gefordert, und keiner wird für den anderen sterben, sondern ein jeglicher muß in eigener Person geharnischt und gerüstet sein, um für sich selbst mit dem Teufel und dem Tod zu kämpfen. . . . Ich werde dann nicht bei dir sein, auch du nicht bei mir. Deshalb muß jedermann selbst die Hauptstücke, die einen Christenmenschen angehen, wohl wissen, damit er mit ihnen gerüstet in diesen ernstesten Kampf komme“.

Zum einzelnen: In Vers 10 muß es mit der besseren Bezeugung (vgl. auch Vers 12) „Richtstuhl Gottes“ heißen (so auch im revidierten Neuen Testament von 1956); aber 2. Kor. 5, 10 ist „Richtstuhl Christi“ richtig, vielleicht von dort hierher eingedrungen. Paulus kann beides sagen.

In Vers 12 ist „bekennen“ gleich „lobpreisen und anbeten“.

Der letzte Abschnitt, Vers 13, enthält die Anwendung aus dem Bisherigen, indem er die Fragen von Vers 10a beantwortet. Es gilt für die Angehörigen beider ins Auge gefaßten Gruppen, daß sie wachsam gegenüber der eigenen Versuchlichkeit zum Verdammen oder Verachten und geduldig mit der besonderen Art des anderen sind. Unter dieser Voraussetzung sind beide für Paulus innerhalb der Gemeinde möglich. Aber den „Starken“ fällt wegen ihres klareren Blickes, ihres richtigeren Urteils und ihrer weltoffenen Unbefangenheit die größere Verantwortung zu. Paulus sympathisiert mit ihnen, denn die anderen sind ihm „die Schwachen im Glauben“ (14, 1, vgl. die Parallele 1. Kor. 8, 7—12), außerdem rechnet er sich selbst zu den „Starken“ (15, 1). Aber er betont, daß gerade sie sich in strenge Zucht zu nehmen haben. Sie müssen darauf bedacht sein, keinen „Anstoß“ zu geben, d. h. für die anderen kein Hindernis auf dem Weg zum Heil zu bilden und kein „Ärgernis“ hervorzurufen, d. h. keine Entrüstung der Betroffenen auszulösen, die diesen verhängnisvoll werden kann, sie arg macht.

Natürlich müssen wir in der Predigt konkret werden. Es fragt sich aber doch sehr, ob wir auf die Verhältnisse in Rom (Vegetarismus (V. 2), Antialkoholismus (V. 17, 21), Fest- oder Fastenkalender (V. 5)) eingehen sollen. Man kann wohl im gegebenen Fall darauf hinweisen, daß sowohl die „Pietisten“ als auch die „Libertinisten“, um einmal die nicht ganz konzinnen Bezeichnungen zu gebrauchen, Christen sein können, wenn sich die einen nur nichts auf ihren Pietismus und die andern nichts auf ihren Libertinismus einbilden. Aber das ist ja die Gefahr, daß jemand, der sich einem . . . ismus verschrieben hat, ihn für heilsnotwendig hält. Ich meine aber, daß wir die ganze Erörterung heute auf ein völlig anderes Gebiet verlegen müssen.

Nahmen sich die Menschen in der weiten Umwelt des Neuen Testaments in der Askese ernst, so nehmen sich die Menschen unserer Gegenwart auf dem politischen Gebiet ernst. Politik ist in unseren Gemeinden keineswegs eine rein sachliche Angelegenheit, sondern die Stellungnahme in ihr wird mit dem „Glauben“, dem „christlichen Gewissen“, oder wie man sonst sagen mag, in engste Verbindung gebracht. Und hier wurzelt dann das Verdammen der anderen auf seiten der „Schwachen“ und das Verachten der anderen auf seiten der „Starken“, und beides droht die Gemeinde zu zerreißen.

Man sollte es deshalb wagen, zu diesen Verhältnissen von Abschnitt 1) und 2) des Textes aus ein helfendes Wort zu sagen, Bindungen an Vorurteile, die in Herkommen und Gewohnheit wurzeln, dazu fehlender Mut und mangelnde Einsicht kennzeichnen nur zu viele als die „Schwachen“. Man muß aber auch zugeben, daß die anderen in ihrem ganzen Gebahren nur zu leicht ihre Verantwortung diesen gegenüber außer acht lassen.

Es ist im Sinn des Textes, daß die „Schwachen“ ihrer Schwachheit überführt, aber nicht zu einer Stärke verführt werden, zu der sie nicht reif sind. Die „Starken“ werden deshalb zu einer Selbstzucht aus Liebe (V. 15) aufgerufen, ohne die die Einheit der christlichen Gemeinde zerbricht. Man vergesse nicht, daß Hilfe nur möglich ist im willigen Hören auf und im entschlossenen Glauben an das Wort vom Werk Christi, das geschehen ist zur Rechtfertigung der einen wie der anderen.

Schulze-Kadelbach, Jena

5. Sonntag nach Trinitatis: 1. Kõrn. 19, 1—8

G. Voigt hat in „Der helle Morgenstern“ (EVA 1955) auch eine ausführliche Meditation über unsere Perikope (allerdings für den 20. Sonntag nach Trinitatis). Man wird sie mit großem Gewinn lesen. — Wir predigen die Perikope am 5. Sonntag nach Trinitatis. Das Proprium des Sonntags redet besonders von der Nachfolge: Der ist der rechte Nachfolger, der trotz seiner Unzulänglichkeit sich vom Herrn in Dienst nehmen läßt (Evangelium!) und mit seinem ganzen Leben (Epistel, Wochenspruch!) Werkzeug des Reiches Gottes sein will. Unsere Perikope handelt von einem besonderen Werkzeug Gottes: Elia. Der große Prophet hat eben den glorreichen Sieg auf dem Karmel als Krönung seines Kampfes für Gottes Ehre erlebt. Und nun finden wir ihn in völliger Resignation unter dem Ginsterstrauch (so statt Wacholder). Er kann nicht mehr und will nicht mehr. Aber Gott nimmt den Rücktritt seines Propheten nicht an. Gott braucht ihn noch für neue, große Aufgaben. Und Gott bringt es fertig, das Negative ins Positive zu wenden: Auch die „schwache Stunde“ des Elia dient dazu, ihn noch geschickter zum Reiche Gottes zu machen.

Das ist nicht nur dem Elia widerfahren. So verfährt Gott immer mit seinen Leuten. Er braucht Menschen für seine Sache. Er vertraut seine Sache Menschen an. Aber diese Leute, mit denen er sein Reich baut, sind keine fertigen Heiligen, die schon jenseits aller Probleme angelangt sind. (Niemand soll darum denken, er sei nicht mit gemeint!) Gottes Werkzeuge sind immer neu im Werden. Berufensein ist nicht statisch zu verstehen, sondern ganz dynamisch: Es geht darum, daß der Berufene immer besser und reiner, immer völliger und konsequenter Werkzeug Gottes werde.

Gott erzieht seine Leute! Unter diesem Leitgedanken können wir diesen seltsamen Abschnitt aus der Geschichte des Elia ansehen. Es möchte klar werden, daß auch unsere schwachen Stunden nicht ohne Gott sind: Gott will läutern und festigen.

a) Elia bekommt den rechten Blick für die Feinde des Reiches Gottes. Wir haben uns davor zu hüten, unsere Geschichte romanhaft-psychologisch auszumalen. Aber soviel kann gesagt werden: Elia hat wohl nach dem großen Gotteserleben auf dem Karmel, nach der — ganz alttestamentlichen — Vernichtung der Priesterschaft Baals geglaubt, daß der Sieg, auf den er so lange sehnlich gewartet hatte, endgültig errungen sei. Das Volk hatte endlich das Hinken auf zwei Seiten aufgegeben und bekannt: Jahwe ist Gott! Israel ist wieder Gottes Volk! Der verführerische, unverbündliche, naturreligiöse Baalskult ist abgetan! Der König, in dem immer schon die alte Bindung an Jahwe mit der Nachgiebigkeit gegen seine heidnische Frau im Streit gelegen hatte, schien gewonnen! Sieg auf der ganzen Linie!

Da muß der Sieger Elia merken, daß der Feind sich gar nicht geschlagen gibt. Ganz massiv erfährt das Elia nun durch den Drohbrief der Isebel. Da fürchtet sich Elia (in Vers 3 lies wajjirah = da fürchtete er sich) und läuft um sein Leben. Er hat zunächst nicht einmal ein Ziel, er räumt einfach das Feld. Elia hat wohl trotz seines langen und harten Kampfes den Gegner unterschätzt. Er hat darum auch eine falsche Vorstellung vom Sieg.

Wir schauen hinüber ins neue Testament: Jesus hat den eigentlichen Gegner erkannt (vgl. Matth. 4, 1ff.) und sehr ernst genommen. Er hat darum auch die

Wunder (seine Wunder sind anderer Art als das Wunder auf dem Karmel!) und die Reaktion des Volkes auf die Wunder nicht für die entscheidenden Siege des Reiches Gottes gehalten. (Vgl. Joh. 6, 1ff.; 26 ff.) Gegner des Reiches Gottes sind eben nicht nur Menschen mit ihrer Trägheit und Bosheit. Dahinter steht die widergöttliche Macht, die sich auf gar keinen Fall geschlagen gibt und die wohl weiß, wo die schwachen Punkte für neue Gegenangriffe sind (vgl. Eph. 6, 12). — Wir haben als Kirche zu wissen, daß der rechte Glaube sich nicht darin beweist, daß wir den Gegner des Reiches Gottes unterschätzen. Alle unsere Siege — so sehr wir uns ihrer freuen! — sind keine endgültigen Siege. Die Hochstimmung nach einem Sieg des Reiches Gottes trübt den klaren Blick und mindert die Wachsamkeit.

b) Elia bekommt den rechten Blick für sich selbst.

Der „Riese“ Elia ist eben doch nur ein Mensch. Es ist einfach erschreckend, daß sich der Kämpfer Elia durch Isebels Drohbrief umwerfen läßt. Man mag sich auch hier hüten vor dem Versuch, alles psychologisch auflösen zu wollen. Es ist eine alte Erfahrung, daß nach dem Sieg besonders „schwache Stunde“ ist. Daß sogar ein Mann wie Elia versagt, mag eine Warnung sein für alle frommen Kraftmeier, die für sich die Möglichkeit des Versagens nicht mehr sehen wollen.

Das Versagen der Nerven wird vertieft durch das Bewußtsein: Ich bin nicht besser als meine Väter (Vers 4). Darin liegt, ohne daß wir den Text pressen, das Wissen um die eigene Unwürdigkeit, um Sünde und Schuld vor dem allein heiligen Gott, dessen erschreckende Größe auf dem Karmel sichtbar wurde. Elia spürt das, was Petrus nach dem Erlebnis der Größe Jesu so ausdrückt: Herr, gehe hinaus von mir! Ich bin ein sündiger Mensch (Evangelium des Sonntags!) Es gilt hier zu sehen, daß die Erfahrung der eigenen Unwürdigkeit ein Stück der göttlichen Erziehung seiner Werkzeuge ist. Gott kann die Leute gerade gebrauchen, die wissen: Herr, ich bin wohl unwürdig des Amtes und Dienstes . . . (Luth. Agende, Pfarrgebete), weil sie vor Selbststuhm bewahrt sind (1. Kor. 1, 29) und weil in ihnen Gottes Kraft erst richtig zum Zuge kommen kann (2. Kor. 12, 9). Es gilt aber auch zu sehen, daß sich auch der Teufel dieses Mittels bedient: Er erschreckt Gottes Leute mit ihrer Sündhaftigkeit und will sie damit unsicher und verzagt machen.

Wir haben alle mit der Verzagttheit zu kämpfen. Es kommt darauf an, daß unsere Verzagttheit nicht zu Resignation führe und darin ende, sondern als heilsame Verzagttheit uns dazu bringe, unser Vertrauen ganz allein auf Gottes Kraft zu setzen.

c) Elia bekommt den rechten Blick für Gott.

Gott will, daß seine Sache weitergeht, auch wenn sein Mann Elia resigniert. Elia traut Gott nichts mehr zu, obwohl er genug Beweise der Wundermacht Gottes in Händen hat. Er zweifelt daran, daß Gottes Sache eine Zukunft habe. Aber Gott ist so sehr der Herr, daß er gerade diesen verzagten Menschen, der ihm nichts mehr zutraut und nur sterben möchte, neu in seinen Dienst nimmt und ihm seine Sache anvertraut. Gottes Sache ist eben nicht abhängig von der Kraft oder Schwäche ihrer Vertreter. Und vor diesem Herrn gibt es nur Gehorsam. Der Bote wird gestärkt. Es ist wenig, aber Gott kann durch wenig viel erreichen! Und dann läßt sich der Bote in Marsch setzen. Er sieht dabei nur den nächsten Schritt. Gott wird ihm erst am Horeb weitere Aufträge geben.

Daß Gottes Sache weitergeht, ist eine Gewißheit, die uns auch nicht immer als Selbstverständlichkeit zur Verfügung steht. Elias schwache Stunde ist kein Sonderfall! Der Prediger hat wohl sehr deutlich und konkret von der modernen Hauptsünde der Vertrauenslosigkeit zu reden. Die Schwäche der Kirche liegt darin, daß sie Gott nichts mehr zutraut. Gott erwartet von uns Gehorsam und Vertrauen. Es hat uns dabei zu genügen, daß wir nur den nächsten Schritt übersehen können. Gott führt auf jeden Fall seine Sache selbst weiter. Die große Planung können wir ihm getrost überlassen.

Walter Spitzner, Reichenbach

6. Sonntag nach Trinitatis: Eph. 5, 9—14

Der Sonntag ist dem Taufgedächtnis gewidmet. Die Epistel hält uns dazu an. Das Evangelium sagt beispielhaft, wie die neue Gerechtigkeit das Ganze unserer Person betrifft und umschließt. In diesen Sachzusammenhang fügt sich unser Text gut ein. Er ist ein Ausschnitt aus der Paränese des Epheserbriefes, der dadurch thematisch abgerundet ist, daß er aussagt, was das ist: als Mensch leben, der dem Licht zugehört.

Zum Text: Die Beziehung auf die Taufe ist einigermaßen deutlich. Vers 14 ist ein Lied (fragment), das nach Bultmann „ganz in gnostischer Sprache“ geformt ist (Theol. d. NT., 178). Sein Inhalt weist deutlich auf die Taufe. Ein Schlafender wird hier aufgeweckt, und sein Schlaf wird in der zweiten Zeile als Totsein verstanden. Sterben und Auferstehen ist nach Rm. 6, 3ff. und Kol. 2, 12 ff. das in der Taufe verborgene Geschehen. Wir mögen es mit einem Splitter urchristlicher Tauf liturgie zu tun haben; vielleicht sind dies die Worte, die die um den Täufling herumstehende Gemeinde gesungen hat, während er im Wasser untertauchte und als ein zum Leben Erwachter wieder heraufkam. Das neue Leben besteht nun darin, daß Christus vor ihm „aufleuchtet“ (so statt der Lutherübersetzung). „So wird dir Christus strahlend aufgehen.“

Während andere Texte mehr das Handeln des dreieinigen Gottes im Taufgeschehen betrachten, geht es hier — wie übrigens auch in der alten Epistel — ganz um die Folgerungen, die wir aus unserm Getauftsein zu ziehen haben. Wir sind auf die Lichtseite der Welt gestellt. Man muß sich die Vorstellungen von dem gnostischen Dualismus zwischen Licht und Finsternis vor Augen halten. Finsternis, das ist das Element des Grauens, der Hoffnungslosigkeit, des Gemeinen, des Vergänglichlichen. Hier wohnen die zerstörenden Gewalten des Kosmos, die uns gefangenhalten. Wo Christus ist, da ist es hell. Da ist der Himmel. Die Empfänger des Briefes haben ja einmal zu diesem Reich des Grauens gehört. (V. 8). Seit ihrer Taufe ist das anders. Sie sind „Kinder des Lichts“. Der Sprachgebrauch ist jüdisch: man hat ja die allgemeine Bedeutung „zugehörig zu“. Wir gehören auf die Lichtseite! Der Text will sagen, was das bedeutet. Von der dritten Zeile des Taufliedes (V. 14) her könnte man sagen: es geht ihm um das Leben im Glanze des Christus.

Von der „Frucht des Lichtes“ redet der Text (die Lesart Luthers wird nur durch den — allerdings sehr alten — Chester Beatty-Papyrus und die Koine-Gruppe gestützt; sie wird vom Gal. 5, 22 her hier eingedrungen sein). Das Bild ist etwas schwierig; es gewinnt an Leben, wenn man sich klarmacht, daß karpos auch übertragene Sinn hat: Folge, Ertrag, Ergebnis, Gewinn. (Joh. 15 wird das Bild im einzelnen durchgeführt.) Es „kommt etwas dabei heraus“, wenn man im Licht lebt! Den Glanz Christi vor Augen haben, das „hat seine Folgen“! Welche? Als Antwort könnte man das ganze Kapitel heranziehen. Wir haben uns zu beschränken. Die drei generellen Begriffe agathosyne, dikaiosyne und aletheia liegen sachlich sehr dicht beieinander. „Gütigkeit“ trifft wohl die Sache, nur ist zu bedenken, daß „agathosyne“ auch allgemeiner die sittliche Trefflichkeit bedeutet und darüber hinaus noch einen theonomen Sinn hat: Gott allein ist gut (Matth. 19, 17). Die griechische Umwelt weiß es z. T. erstaunlich genau, daß der natürliche Mensch diese Art Gutsein nicht aufweisen kann. Der Begriff dikaiosyne meint die Übereinstimmung mit der gottgesetzten Norm; auch wenn Eph. nicht unmittelbar von Paulus stammen sollte, so muß man sich ja die paulinische Gedankenwelt auch bei diesem Begriff als Hintergrund denken. „So will Gott mich haben.“ Aletheia steht in 1. Kor. 13, 6; Röm. 1, 18; 2, 8 im Gegensatz zu adikia; mit dikaiosyne kombiniert kommt das Wort außer unserer Stelle vor in 4, 24 und 6, 14; von daher ergibt sich aus der Fülle der Bedeutungen dieses Wortes für unseren Zusammenhang wohl „Rechtschaffenheit“, vielleicht (in Anlehnung an das hebräische *ämäh*) „Zuverlässigkeit“, „Treue“. — Weiter führt Vers 10. Wer im Lichte lebt, „prüft“, wägt ab (vgl. 5, 17; Röm. 12, 2; auch 2, 18; Phil. 1, 10). Nur beleuchtete

Gegenstände können unterschieden und erkannt werden. In der Nacht sind alle Küh schwarz. Der Lichtglanz Christi bedeutet nicht nur Lebensfreude und Schönheit, er ermöglicht auch ein scharfes Sehen, macht kritisch! Dabei ist der sachliche Maßstab unseres Prüfens dies, „ob der Herr Gefallen daran findet“ (V. 10). Kein gesetzliches Paragraphenwerk, sondern seine (kritische und hilfreiche) Gegenwart lenkt unsere Entscheidung. Die Begriffe Gütigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit sind von daher, von IHM her auszulegen!

Dieses Stehen im Licht bedeutet aber auch den Bruch mit der Finsternis. Die kritische Bedeutung der in der Taufe sich vollziehenden Christustat wird hier noch einmal deutlich. Wir können nicht „mit Anteil haben“ an den fruchtlosen Werken der Finsternis. Schon V. 5ff. ging es um dieses Thema. Es ist nützlich, dem nachzugehen, wieso das Treiben der lichtlosen Welt „ohne Ertrag“ ist, sozusagen Leerlauf oder (in einem anderen Bilde) ein Treten am Ort. Ein überaus hilfreicher kritischer Maßstab für unser Tun: ob eine Sache etwas fruchtet! — Der Gedankengang ist überraschend. „Ans Licht gezogen“ (so besser statt „strafen“) werden die bösen Dinge — und doch wäre es schändlich, sie auch nur in den Mund zu nehmen. Wie kann man „überführen“, wenn man die Dinge nicht beim Namen nennt? Vers 12 will sagen, mit welchem Abscheu man als einer, der es hinter sich hat, an das Verhalten und Treiben der Finsternis denkt. Aber dabei bleibt der Text nicht stehen. Merkwürdigerweise ist hier die Diagnose gleich soviel wie die Therapie. Vers 12f. zeigen: elegchein heißt „sichtbar machen“. Alles, was sichtbar gemacht ist, das ist eben dann nicht mehr Finsternis, sondern Licht. Daraus ergibt sich: dieses „Überführen“ ist nicht nur ein intellektueller Vorgang, auch nicht nur ein richterlicher Beweis, sondern eine Überwindung des Gewissens. Hier werden Menschen auf die Lichtseite herübergezogen — oder noch anders: das Licht breitet sich aus, so daß sie in seinen Bereich geraten. Was erst wie saubere Grenzziehung aussah — ja nicht gemeinsame Sache machen mit dem, was das Licht scheut! —, erweist sich jetzt als eine Bewegung, als mutiges Eindringen in den anderen Bereich. Diese Art von „Kritik“ an der Welt ist ihre Rettung.

Zur Predigt: Der Text ist ein klassisches Beispiel dafür, was die neutestamentlichen Imperative bedeuten. Paraklese ist „tröstliche“ Vermahnung. Weh uns, wenn die einzelnen Ermahnungen zur Gütigkeit usw. in der Luft hängen und so zu „unfruchtbarer“ Moral werden (V. 11: akarpōs). Es gibt viele Christen, die uns einreden wollen, man dürfe sich nicht zu sehr auf die Taufe verlassen. Unser Text lehrt uns: man kann sie in ihrer Bedeutung gar nicht hoch genug veranschlagen. Nur: darin liegt eben diese Bedeutung, daß wir uns ihrer ständig erinnern und auf dem Boden der durch sie geschaffenen Tatsachen leben. Christus leuchtet vor uns auf (14), dadurch sind wir Menschen, die dem Lichte zugehören (9). Man denke an einen Bergmann, der sein schweres Tagewerk in dem dunklen Stollen geschafft hat und nun ausfährt: er tritt wieder ins Licht der Sonne. Was unser Text meint, gilt noch viel umfassender. An dem hintergründigen Sinn des P. Gerhardtschen Liedes von der goldenen Sonne mag es deutlich werden. An dieses Licht glauben wir (Joh. 12, 36). Man kann es übersehen. Gerade darum haben wir Anlaß, uns immer wieder darauf aufmerksam machen zu lassen. Dieses Licht ist nicht ein Es, sondern ein Er (14c). Nun gilt es, aufzuwachen und in dieser christlichen Wachheit sich selbst anleuchten und durchleuchten zu lassen, sodann im Strahlungsbereich dieses Lichtes kritisch zu prüfen, was gut und recht ist, und endlich in der Verbreitung dieses Lichts das Böse unschädlich zu machen. Man bedenke, was der Wirkung dieses Lichts zugetraut wird; wir halten hoffentlich eine fröhliche, ermunternde Predigt.

Gottfried Voigt, Dölzig/Leipzig

7. Sonntag nach Trinitatis: 1. Mose 1, 26—31 (2, 1—3)

1. Mose 1, 26—31 ist so inhaltsreich und in sich geschlossen, daß es sich nicht empfehlen dürfte, die in Klammer angegebene Erweiterung auch noch in der Predigt zu behandeln.

Als Hilfsmittel sei über die Kommentare und Auslegungen hinaus besonders auf Barth KD III 1 S. 209 ff., Brunner „Der Mensch im Widerspruch“ S. 81 ff. und auf v. Rad ThWB Art. eikon (besonders D) hingewiesen.
A. Zum Text selbst.

I. Zusammenhang: Es ist unbedingt notwendig, sich die Unterschiede in Diktion und theologischer Aussage zwischen P und J deutlich zu machen. Dort das Ergebnis theologischer Reflexion in konzentrierter Form (P) — hier schlichte Erzählung einer Geschichte (J).

Mit Vers 26 setzt der letzte Höhepunkt des Schöpfungsberichtes ein (feierliche Einleitung, neues Metrum, Plural in der Selbstbezeichnung Gottes).

II. Inhalt:

- a) Die Schöpfung des Menschen (26a und 27a)
- b) Die Aufgabe des Menschen (26b und 28b)
- c) Die Lebensbedingungen des Menschen (27b, 28a, 29/30)
 - aa) Doppelgeschlechtlichkeit
 - bb) Ernährung

Zu a) Die beiden Ausdrücke *selem* — *demuth* (*imago* — *similitudo*) haben Anlaß zu zahlreichen dogmatischen und anthropologischen Spekulationen gegeben. Geht es nur um ein geistig-seelisches Ebenbild, ist das Leibliche mit eingeschlossen? Wäre das nicht zu anthropomorph? Der doppelte Ausdruck hat seinen Grund in der Vorliebe des Hebräischen für Parallelismen. Vielleicht ist „Ähnlichkeit“ im Blick auf das Bilderverbot auch eine Abschwächung zu „Bild“. Aber durch *bara* ist die Einzigartigkeit Gottes und der Abstand vom Schöpfer zum Geschöpf klar zum Ausdruck gebracht. Das „Ebenbild“ macht deutlich, daß wir ganz, also auch leiblich, Gottes Bild sind (gegen die griechische Auffassung, daß wir einen göttlichen Teil in uns haben). Vergleiche Michelangelo „Erschaffung Adams“.

Zu b) Aufgabe ist Herrschaft über die Erde, besonders auch über die Tierwelt. Gott vertraut seinem Ebenbild gleichsam als Statthalter einen Teil seiner Herrschaft an. Zu c) Die geschlechtliche Unterschiedenheit ist schöpferisch bedingt. Wir sind nicht allein, sondern erst im Gegenüber von Mann und Frau ganz Mensch. Wenn wir hier auch keine ausgesprochene Belegstelle für die *Einehe* haben, so doch ein klares Wort, das uns von „Asketismus und Sexualitätsvergottung“ (Brunner) in gleicher Weise bewahrt. — Anders als im noachitischen Bund (1. Mose 9, 2) ist der Mensch nur an Pflanzenernährung gewiesen. Nach Gottes ursprünglicher Ordnung gibt es also kein Töten und Schlachten bei Tier und Mensch.

III. ATliche Bezüge: So wie in unserem Text wird nur noch im Ps. 8 vom Menschen geredet „wenig niedriger“ entspricht *demuth* einen Anklang, der besonders die leibliche Seite des Menschenbildes unterstreicht, finden wir bei Hes. 28, 12 ff.

B. Zur Predigt.

I. Zusammenhang: Wir haben darauf zu achten, wo wir stehen a) im Kirchenjahr, b) in unserer Zeit, c) in unserer Gemeinde.

Zu a) Wir stehen in der Trinitatiszeit, haben also die großen Taten Gottes durch Christus „hinter“ uns, dürfen deshalb über das hinausgehen, was in diesem Text steht (wir dürfen das bei jedem AT-Text!). Die Epistel (mit Wochenspruch) weist auf unseren Dienst als Gottes Ebenbild, das Evangelium auf Gottes erhaltende und rettende Hilfe an keinem Ebenbild nach Leib und Seele, hin. Das Wochenlied läßt dies beides in Lob und Dank anklingen und gibt den Tenor, wie theologische Gedanken persönlich, schlicht, fröhlich weitergesagt werden können.

Zu b) Wir müssen uns vor polemischen und apologetischen Auslassungen hüten, aber durch ein paar Sätze deutlich werden lassen, daß die seit 60 Jahren unentwegt gezeichnete Karikatur des hilflosen, naturwissenschaftlich ungebildeten Dunkelmannes auf uns nicht paßt. Wir wissen etwas von moderner Naturwissenschaft (die ja nicht bei Darwin stehen geblieben ist), hoffentlich etwas mehr von ihren Möglichkeiten und Grenzen als die sog. Populärwissenschaft.

Zu c) Wir müssen bei diesem Text mehr noch als sonst darauf achten, wer hauptsächlich unsere Predigthörer sind: Jugend, Kurgäste, Eltern, Alte, Leidtragende? Der Inhalt müßte danach sehr verschieden akzentuiert sein.

II. Inhalt: Entsprechend A II a)–c). Luthers Erklärung zum 1. Artikel zeigt uns, wie wir vom Schöpfer, von der Schöpfung und von uns reden sollen. Hier darf der Mensch wirklich einmal im Mittelpunkt stehen, nicht in Selbstbespiegelung, aber als Spiegel Gottes, nicht in der Schwärmerei für einen Einzel- oder Kollektiv-Übermenschen, aber in seiner Würde, die ihn auszeichnet als Krone der Schöpfung, in seinen Aufgaben, die ihm anvertraut sind als „Weltherrscher“, in seinen Möglichkeiten in Kultur und Technik (bis hin zum verantwortlichen Gebrauch der Atomkraft), in seiner Freude an und mit der gleichberechtigten (aber nicht gleichartigen!) Frau.

Wie pervertiert dieses Bild in Wirklichkeit ist, dafür Anschauungsmaterial zu finden, fällt nicht schwer. Holen wir es nicht zu weit her — wir finden es bei uns selbst!

III. NTliche Bezüge: Christus ist das Ebenbild schlechthin (Joh. 14, 9; 12, 45; 2. Kor. 4, 4; Phil. 2, 6; Kol. 1, 13 und 15). Von unserem Texte und von Christus her hat das *ecce homo* eine andere Bedeutung als aus dem Munde des Pilatus.

Sofern wir Glieder an Christi Leibe sind, dürfen wir die Aussagen des Textes ganz auf uns beziehen. Vers 31 gilt mir, dem gerechtfertigten Sünder, dessen vornehmste Aufgabe es ist — über Vers 28 hinaus — durch Weitergabe des Evangeliums das verzerrte Ebenbild Gottes wieder herzustellen (Tauf- und Missionsbefehl).

Christoph Schulze, Radebeul